

Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

David Gilmour
Unser allerbestes Jahr
Roman



Preis € (D) 18,95 € (A) 19,50 SFR 33,80 (UVP)

256 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-027819-7

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Kapitel 1

Als ich neulich an einer roten Ampel halten musste, sah ich meinen Sohn aus dem Kino kommen. Er war mit seiner Freundin zusammen. Sie hielt ihn am Jackenärmel fest, ganz vorne und nur mit den Fingerspitzen, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ich konnte nicht herausfinden, welchen Film sie gerade gesehen hatten – die Markise war von einem blühenden Baum verdeckt –, aber mich überkam eine tiefe Wehmut, weil ich an die drei Jahre denken musste, die er und ich, nur wir zwei, damit verbracht hatten, Filme zu sehen, auf der Veranda zu sitzen und zu reden. Eine magische Zeit, wie man sie als Vater so spät im Leben eines Heranwachsenden normalerweise nicht mitbekommt. Inzwischen sehe ich ihn nicht mehr so oft wie früher (so soll es ja auch sein), aber es waren wunderbare Jahre. Ein Glücksfall, für uns beide.

Als Kind dachte ich, es gibt einen Ort, wohin böse Jungs geschickt werden, wenn sie die Schule schmeißen. Dieser Ort befand sich irgendwo am Ende der Welt, so ähnlich wie der berühmte Elefantenfriedhof, nur war er eben voll mit weißen Knöchelchen von kleinen Jungen. Garantiert habe

ich deswegen bis heute diesen Albtraum, dass ich für eine Physikarbeit lernen muss, ich blättere in meinem Buch, Vektoren, Parabeln, und mit jeder Seite wächst die Panik – weil *ich die ganzen Sachen noch nie im Leben gesehen habe!*

Fünfunddreißig Jahre später. Als die Noten meines Sohnes in der neunten Klasse zu wackeln anfangen und in der zehnten endgültig kippten, packte mich eine Art Doppelhorror, erstens wegen der konkreten Situation, mit der ich konfrontiert war, und zweitens wegen dieses Angstgefühls von früher, das in meinem Körper immer noch hellwach herumtobte. Ich tauschte mit meiner Exfrau die Wohnung (»Er muss mit einem Mann zusammenwohnen«, sagte sie). Ich zog in ihr Haus, sie in meinen Loft, der zu klein war, um einen einneunzig großen, schwerfüßigen Jugendlichen Vollzeit zu beherbergen. Auf diese Weise, so dachte ich insgeheim, konnte *ich* an ihrer Stelle für ihn die Hausaufgaben machen.

Aber es half nichts. Auf meine allabendliche Frage: »Hast du keine Hausaufgaben?«, antwortete mein Sohn Jesse immer mit einem fröhlichen: »Nein, überhaupt keine!«. Als er dann im Sommer eine Woche bei seiner Mutter verbrachte, fand ich hundert verschiedene Hausaufgabenblätter, die er in seinem Zimmer an allen nur denkbaren Stellen versteckt hatte. Mit einem Wort: Die Schule machte ihn zum Lügner, zu einem unzuverlässigen Kandidaten.

Wir schickten ihn auf eine Privatschule; an manchen Vormittagen rief uns eine irritierte Sekretärin an: »Wo steckt er?«. Später erschien mein schlaksiger Sohn dann irgendwann auf der Veranda. Wo war er gewesen? Vermutlich bei einem Rap-Wettbewerb in einer Shopping Mall in den Suburbs oder auch bei etwas weniger Erfreulichem. Auf jeden

Fall nicht in der Schule. Wir machten ihm die Hölle heiß, er entschuldigte sich feierlich, war ein paar Tage brav, und dann ging's wieder von vorne los.

Er war ein sanfter, umgänglicher Junge, aber sehr stolz und völlig außerstande, etwas zu tun, was ihn nicht interessierte, selbst wenn ihm die Konsequenzen Angst machten. Sie machten ihm sogar große Angst. Er bekam miserable Noten, nur die Kommentare waren positiv. Er war beliebt, die Leute mochten ihn, sogar die Polizisten, die ihn verhafteten, weil er die Mauern seiner ehemaligen Grundschule mit Graffiti besprühte (ein paar Nachbarn erkannten ihn, ungläubig, fassungslos). Als der Beamte ihn zu Hause abließ, sagte er: »Ich würde mir an deiner Stelle keine Hoffnungen auf eine kriminelle Karriere machen, Jesse. Dafür hast du einfach nicht das Zeug.«

Als ich eines Nachmittags mit ihm Latein lernte, merkte ich, dass er kein Heft hatte, keine Notizen, kein Lateinbuch, nichts, nur einen zerknitterten Zettel mit ein paar Sätzen über die römischen Konsuln. Diese Seite sollte er übersetzen. Ich erinnere mich noch genau, wie er mir mit gesenktem Kopf am Küchentisch gegenüber saß, ein Junge mit einem blassen, gegen jede Sonnenbräune immunen Gesicht, auf dem sich die kleinste Erregung überdeutlich spiegelte. Es war Sonntag, dieser Tag, den man als Jugendlicher hasst: Das Wochenende so gut wie vorüber, die Hausaufgaben nicht gemacht, die Stadt so grau wie der Ozean an einem Tag ohne Sonne. Feuchtes Laub auf der Straße, und im Nebel lauert schon der Montag.

Nach einer Weile fragte ich: »Wo sind deine Aufzeichnungen, Jesse?«

»Ich hab sie in der Schule gelassen.«

Er war sprachbegabt, begriff die innere Logik von Sprachen, hatte das Gehör eines Schauspielers, die Übersetzung hätte ein Kinderspiel für ihn sein müssen, aber man brauchte ihm nur zuzusehen, wie er in seinem Lexikon blätterte, um zu wissen, dass er keine Ahnung hatte.

Ich sagte: »Ich verstehe nicht, wieso du deine Notizen nicht mit nach Hause genommen hast. So ist alles viel schwieriger.«

Er hörte den ungeduldigen Unterton in meiner Stimme; ich machte ihn nervös, was wiederum bei mir Unbehagen auslöste. Er hatte Angst vor mir. Das konnte ich nicht leiden. Ich wusste nie, ob es ein Vater-Sohn-Ding war oder ob ich, ganz speziell ich mit meiner Reizbarkeit, meiner generellen Ungeduld, diese Reaktion verursachte. »Na, egal«, sagte ich. »Spaß macht es trotzdem. Ich liebe Latein.«

»Ehrlich?«, fragte er eifrig (alles war okay, solange es nur von den fehlenden Notizen ablenkte). Ich schaute ihm eine Weile zu, wie er arbeitete, die Finger mit den Nikotinflecken um den Stift gekrampft. Seine schlechte Handschrift.

»Wie raubt man eigentlich eine Sabinerin, Dad?«, fragte er.

»Erklär ich dir später.«

Pause. »Ist ›cassis‹ ein Verb?«

So ging es immer weiter, die spätnachmittäglichen Schatten krochen über die Küchenfliesen. Die Bleistiftspitze hüpfte auf der Tischfläche. Nach einer Weile merkte ich, dass etwas brummte. Woher kam dieses Geräusch? Von ihm? Was sollte das? Ich musterte ihn aufmerksam. Es war ein Ausdruck von Langeweile, ja, aber einer ganz besonde-

ren Form von Langeweile, es war die physisch spürbare Überzeugung, dass die gestellte Aufgabe absolut irrelevant war. Und merkwürdigerweise hatte ich ein paar Sekunden lang das Gefühl, als würde sich das alles *in meinem eigenen Körper* abspielen.

Ach, dachte ich, so erlebt er also die Schule. Dagegen kommt keiner an. Und plötzlich – es war so eindeutig wie das Geräusch einer splitternden Fensterscheibe – begriff ich, dass wir den Schulkampf verloren hatten.

Und im selben Moment wusste ich – ich wusste es mit jeder Faser meines Körpers –, dass ich auch ihn verlieren würde, dass er eines Tages vom Tisch aufstehen und sagen würde: »Du willst wissen, wo meine Notizen sind? Ich werd's dir sagen. Ich hab sie mir in den Arsch gesteckt. Und wenn du mich nicht augenblicklich in Ruhe lässt, stecke ich sie dir genau dahin.« Und weg wäre er, peng, Schluss, Tür zu.

»Jesse«, sagte ich leise. Er wusste, dass ich ihn beobachtete, und das beunruhigte ihn, weil er ahnte, gleich würde er Schwierigkeiten bekommen (mal wieder), und diese hektische Aktivität, dieses Geblättere, vor und zurück, vor und zurück, war ein Versuch, die Zurechtweisungen im Vorfeld abzuschmettern.

»Jesse, leg mal kurz den Stift weg. Hör auf zu schreiben, bitte.«

»Was ist?«, fragte er. Er ist so blass, dachte ich. Die Zigaretten saugen noch die ganze Lebenskraft aus ihm heraus.

Ich sagte: »Ich möchte, dass du mir einen Gefallen tust. Ich möchte, dass du dir überlegst, ob du in die Schule gehen willst oder nicht.«

»Dad, die Notizen sind in meinem –«

»Vergiss die Notizen. Ich möchte, dass du dir überlegst, ob du grundsätzlich noch länger in die Schule gehen willst oder nicht.«

»Warum?«

Ich merkte, wie mein Herz anfing, schneller zu schlagen, das Blut stieg mir ins Gesicht. Das war eine Situation, in der ich mich noch nie befunden hatte, nicht einmal in meiner Vorstellung. »Weil es okay ist, wenn du nicht mehr willst.«

»Was ist okay?«

Sag's doch. Spuck es aus.

»Wenn du nicht mehr in die Schule willst, brauchst du nicht mehr zu gehen.«

Er räusperte sich. »Du erlaubst mir, dass ich mit der Schule aufhöre?«

»Wenn du das möchtest. Aber überleg dir's ein paar Tage. Es ist eine wick –«

Er sprang auf. Er sprang immer auf, wenn ihn etwas bewegte, seine langen Gliedmaßen hielten dann nicht länger still. Er beugte sich über den Tisch und senkte die Stimme, als hätte er Angst, jemand könnte mithören: »Ich muss mir das nicht überlegen.«

»Tu's trotzdem. Ich bestehe darauf.«

Später am selben Abend trank ich mir mit ein paar Glas Wein Mut an und wählte die Nummer seiner Mutter in meiner Wohnung (ein Loft in einer alten Bonbonfabrik), um ihr die Neuigkeit mitzuteilen. Sie ist eine dünne, hübsche Schauspielerin und überhaupt der liebste Mensch, den ich kenne. Eine Schauspielerin ohne Schauspielerallüren,

könnte man sagen. Aber andererseits ist sie eine Schwarzmalerin der schlimmsten Sorte, und schon nach ein paar Sekunden sah sie Jesse in Los Angeles in einem Pappkarton wohnen.

»Glaubst du, das ist so, weil er zu wenig Selbstbewusstsein hat?«, fragte Maggie.

»Nein«, sagte ich. »Ich glaube, es ist so, weil er die Schule hasst.«

»Aber irgendwas stimmt doch nicht mit ihm, wenn er die Schule hasst.«

»Ich habe die Schule auch gehasst«, sagte ich.

»Vielleicht kommt es ja daher.« Wir redeten noch eine Weile, bis sie schließlich in Tränen ausbrach und ich mit eiligen Verallgemeinerungen daherkam, auf die Che Guevara stolz gewesen wäre.

»Dann muss er sich eben einen Job suchen«, sagte Maggie.

»Hat es einen Sinn, deiner Meinung nach, wenn man eine Tätigkeit, die man ablehnt, gegen eine andere austauscht?«

»Was soll er denn sonst machen?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht kann er ja irgendwo ehrenamtlich arbeiten«, schniefte sie.

Ich wachte mitten in der Nacht auf. Tina, meine Frau, drehte sich im Schlaf auf die andere Seite. Ich trat ans Fenster. Der Mond hing ungewöhnlich tief am Himmel, er hatte sich verirrt und wartete darauf, dass man ihn abholte und nach Hause brachte. Was ist, wenn ich mich irre?, dachte ich. Was ist, wenn ich auf Kosten meines Sohnes cool bin und ihm erlaube, sein Leben zu ruinieren?

Es stimmt – er muss etwas tun. Aber was? Wozu kann ich ihn motivieren, ohne das Schuldebakel zu wiederholen? Er liest nicht, er hasst Sport. Was macht er gern? Er sieht gern Filme. Ich auch. Mit Ende dreißig war ich sogar ein paar Jahre lang ein ziemlich geistreicher Filmkritiker für eine Fernsehsendung. Hilft uns das irgendwie weiter?

Drei Tage später trafen wir uns zum Essen im Le Paradis, einem französischen Restaurant mit weißen Tischdecken und schwerem Besteck. Jesse wartete draußen auf mich. Er hockte auf der Steinballustrade und rauchte eine Zigarette, weil er nicht gern allein in einem Restaurant saß. Da fühlte er sich unwohl, weil er dachte, dass jeder ihn für einen Versager ohne Freunde hielt.

Ich umarmte ihn. Man spürte die Kraft in seinem jungen Körper, die Vitalität. »Wir bestellen den Wein, und dann reden wir.«

Wir gingen hinein. Begrüßung per Handschlag. Rituale der Erwachsenen, die ihm schmeichelten. Sogar ein Scherz zwischen ihm und dem Bartender über John-Boy aus der Serie *Die Waltons*. Wir schwiegen beide, während wir auf den Kellner warteten. Auf unserer Agenda stand ein wichtiges Thema, da gab es vorher nichts zu sagen. Ich ließ ihn den Wein auswählen.

»Corbière«, flüsterte er. »Der ist aus Südfrankreich, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Eher trocken?«

»Sehr gut.«

»Den Corbière, bitte« – zur Kellnerin, mit einem Lächeln, das sagte: Ich weiß, ich plappere das alles nur nach,

aber Spaß macht es mir trotzdem. *Mein Gott, was hat er für ein wunderschönes Lächeln.*

Wir warteten, bis der Wein kam. »Übernimm du das«, sagte ich. Er roch am Korke, schwenkte den Wein etwas ungeschickt im Glas und nippte daran, wie eine Katze an einem Milchsälchen, das sie nicht kennt. »Ich kann nichts dazu sagen«, erklärte er. Im letzten Moment verließ ihn der Mut.

»Doch, du kannst«, sagte ich. »Entspann dich. Wenn du befindest, er ist nicht gut, dann ist er nicht gut.«

»Das macht mich nervös.«

»Riech daran. Dann weißt du es. Der erste Eindruck ist immer richtig.«

Er schnupperte noch einmal.

»Du musst richtig mit der Nase reingehen.«

»Er ist gut«, sagte er.

Die Kellnerin roch oben an der Flasche. »Schön, dass du mal wieder hier bist, Jesse. Deinen Dad bekommen wir ja öfter zu sehen.«

Wir schauten uns im Restaurant um. Das ältere Paar aus dem Stadtteil Etobicoke war da. Ein Zahnarzt und seine Frau, deren Sohn an irgendeiner Uni in Boston seinen Abschluss in Betriebswirtschaft machte. Sie winkten. Wir winkten zurück. *Was ist, wenn ich fälschliege?*

»Also«, begann ich. »Du hast über unser Gespräch von neulich nachgedacht?«

Ich merkte, dass er am liebsten aufgesprungen wäre, aber hier ging das nicht. Er blickte um sich, offensichtlich irritiert wegen dieser Einschränkung. Dann brachte er sein bleiches Gesicht ganz dicht vor meines, als wollte er mir

ein Geheimnis anvertrauen. »Um ganz ehrlich zu sein«, flüsterte er, »ich möchte nie wieder eine Schule von innen sehen.«

Mein Magen flatterte. »Gut, einverstanden.«

Er schaute mich an, sprachlos. Er wartete auf das Ja, *aber*.

Ich sagte: »Unter einer Bedingung. Du brauchst nicht zu arbeiten, du brauchst keine Miete zu bezahlen. Von mir aus kannst du jeden Tag bis nachmittags um fünf schlafen. Aber keine Drogen. Drogen – und die Sache wird abgeblasen.«

»Okay.«

»Ich meine es ernst. Ich lasse das ganze Haus über dir einstürzen, wenn du damit anfängst.«

»Okay.«

»Aber da ist noch was«, sagte ich (und kam mir vor wie Inspektor Columbo).

»Was?«

»Ich will, dass du jede Woche mit mir drei Filme anschaust. Ich suche sie aus. Das ist die einzige Form von Ausbildung, die du bekommst.«

»Du machst Witze«, sagte er nach einer kurzen Pause.